Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 14 (1938)
Heft: 32

Artikel: "Darf ich vorstellen : Fräulein Veronika!"
Autor: Brockhoff, Stefan
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-754202

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 30.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

gefälschte Obligationen. Darüber konnte leider gar kein Zweifel bestehen.

Aber trotzdem — im großen und ganzen war der Zusammenbruch keineswegs unvermeidlich gewesen, wenn Linström nicht die Nerven und den Glauben an sich selbst verloren hätte . . .

«Und Fräulein Linström ?» fragte Degener.

«Fräulein Linström ? Ja, sie war hier, natürlich. Sie war sehr ruhig und gefaßt . . . Wie ? Welche geschäftlichen Angelegenheiten ?» Die müden Augen des Syndikus richteten sich erstaunt auf Degener. «Ach so, Sie können ja nicht wissen, daß Fräulein Linström schon im September, als sie zuletzt hier war, auf alle ihr zustehenden Vermögensteile verzichtete, ja sogar auf die paar tausend Kronen, die noch von ihrer Mutter herstammen. Nein, Fräulein Linström ist an der materiellen und geschäftlichen Seite der ganzen traurigen Angelegenheit vollkommen unbeteiligt, viel unbeteiligter als wir andern alle ! . . . Nein, ich weiß nicht. Vielleicht ist sie noch hier, vielleicht ist sie bereits wieder zu ihren Verwandten in Süddeutschland zurückgefahren . . .»

Degener suchte die beiden frischen Gräber auf. Ein paar zerzauste Kränze deckten den braunen, gefrorenen Lehm. Von einer verwaschenen Schleife glänzte ihn der Name Phoebe an.

Er zwang seinen Blick wieder auf die kleinen Hügel. — Was für ein Schicksal ! Was für ein Ende ! — Wäre es abzuwenden gewesen ? — Trug er nicht doch auch irgendeine Schuld daran . . . ?

Er bemühte sich ernst und streng, den Gedanken auszudenken, sich die Frage zu beantworten. Aber die verblichenen Buchstaben zu seinen Füßen zogen mit unwiderstehlicher Kraft Blick und Denken immer wieder an.

Phoebe — Phoebe — ! Er konnte nichts anderes denken ! . . .

Und plötzlich sah er die schlanke, schwarze Gestalt, die durch den Nebel herangekommen war. War es eine Vision, herbeigezwungen durch den übermächtigen Wunsch ?

Nein, das war kein Schemen, kein Trugbild — das war sie selbst, war in Wirklichkeit — war Phoebe. Hier stand sie, zwischen den Gräbern, ihm gegenüber.

Als Anklägerin ? — Als Fremde ? —

Er wußte es nicht. Er wußte nur, daß es eine zeitlose Ewigkeit war, deren dunkle Schwingen über ihm rauschten.

Aber dann — nein, es war keine Täuschung ! — streckte sie langsam den Arm aus. Ihre schmalen Finger lagen in seiner Hand. Er fühlte den geheimnisvollen Strom, der von ihnen auf ihn überstrahlte. «Nein, du trägst keine Schuld daran», sagte sie leise, als hätte sie in seinen Gedanken gelesen. «Du nicht. Und auch die da unten wohl nicht . . . Und zudem löscht ein Grab wohl jede Schuld, nicht wahr ? . . .» Sie schwieg, setzte mühsam wieder an «Und nun wollen wir wieder gehen. Jedes seinen Weg.»

Aber er ließ ihre Hand nicht frei, hielt sie mit aller Kraft.

«Und was ist das für ein Weg, Phoebe, den du gehen willst ?»

Sie schwieg. Endlich machte sie sich frei. «Ich weiß es selbst nicht. Leb' wohl !» Sie nickte ihm zu und ging.

Er blieb neben ihr. Nochmals setzte er an. «Sag' mir doch, Phoebe, was du tun willst, bitte sag' es mir !»

Sie schüttelte den Kopf. «Sprechen wir nicht von mir. Es ist so belanglos. Irgendetwas wird sich schon finden. — Aber du ? Was hast du für Pläne ?»

Er holte tief Atem. «Ich ? — Das will ich dir sagen. Ich werde jetzt ein neues Werk bauen. Das alte ist schon zu klein geworden. Es soll ein wirklicher Musterbetrieb werden.»

«Das wird er, ich weiß es. — Und ich wünsche dir alles Glück dazu.»

«Ich danke dir, Phoebe. Ja . . . und dann . . .»

Sie wandte ein wenig den Kopf; es war kein Lächeln, aber doch der ferne Widerschein eines solchen, was ihr Antlitz belebte. «Du sagst ‚und dann'. — Mit dem neuen Werk ist es dir also nicht genug ? Was hast du denn noch vor ?»

«Und dann will ich noch ein kleines Haus bauen, ein nettes, kleines Wohnhaus mit einem Garten, versteht sich. Den Grund dafür habe ich schon gekauft und die Pläne will ich auf der Rückfahrt nach Berlin entwerfen.»

«Oh — ein Haus ? Nun, wie ich dich kenne, wird es sehr hübsch und solid werden. — Auch dazu wünsche ich dir recht viel Glück !»

«Danke, Phoebe. — Und wozu ich dieses Haus bauen will, das frägst du gar nicht ?»

«Wahrscheinlich, um darin zu wohnen.»

«O du Ausbund von Klugheit ! —» Er wollte lachen, aber die beiden Gräberreihen links und rechts verboten es ihm; immerhin, ein kleines Schmunzeln wurde es doch, denn sie waren schon ganz nahe dem Friedhofausgang.

«Gewiß werde ich dort wohnen», sagte er. «Aber so ein ruppiger Junggeselle wie ich braucht schließlich nicht allein ein ganzes Haus für sich, das ist doch klar. — Ja, wenn ich eine Frau hätte, eine Familie, das wäre etwas ganz anderes. — Aber ich habe doch keine Frau. Und das Haus will ich unbedingt bauen — unbedingt ! Was soll man da machen ?»

Da war der Ausgang. Sie schritten hindurch. Der Friedhof lag hinter ihnen.

«Da mußt du dir eben eine Frau suchen und heiraten. Das ist doch nicht so schwer !» meinte sie leise und wandte den Kopf ab.

«Nicht so schwer ? — Das ist sogar ganz unmenschlich schwer. Denn, siehst du, es gibt doch nur eine einzige Frau für mich auf der ganzen Welt. Und gerade die will mich nicht. Das heißt . . .» Er griff nach ihrer herabhängenden Hand. «. . . das heißt . . . ich weiß es nicht . . . vielleicht will sie jetzt doch . . . ich meine natürlich im Hinblicke auf dieses nette Haus und so weiter, denn es ist ja immerhin doch etwas Schönes, so ein selbstgebautes, selbsterarbeitetes Haus, in dem man zusammen weiter arbeiten kann, in dem man vielleicht sogar — glücklich sein könnte . . .» Er räusperte sich. «Also, Phoebe — wie ist es ? Solltest du — hm — solltest du dieses kleine Haus vielleicht doch haben wollen ?»

Sie wandte ihm ihr tränenüberströmtes, leuchtendes Antlitz zu. «Wenn ich dich dazu haben kann . . .»

Ihre Gesichter verschmolzen miteinander. Sie hatten beide das gleiche Gefühl: als ströme eine unbeschreibliche Helligkeit durch den Aether auf sie herab, nur auf sie . . .

Er legte den Arm um ihre Schulter. Und so, eng verbunden, endlich beisammen und zusammengehörig, ganz eins für Leben und Sterben, gingen sie langsam durch das rieselnde Dunkel, dem neuen Leben entgegen . . .

Ende.

«Darf ich vorstellen: Fräulein Veronika!»

Stefan Brockhoff über die Hauptfigur seines in der nächsten Nummer beginnenden Romans

Eigentlich hieß sie natürlich gar nicht Veronika. Aber es bleibt sich ja auch gleich, ob nun Erna oder Erika, Vera oder Monika — oder eben Veronika. Nur soviel, daß sie wirklich existiert, Sie können ihr eines Tages auf der Straße begegnen, freilich ohne daß Sie es merken, denn sie trägt natürlich kein Schild um den Hals mit der Aufschrift «Ich bin's». Angefangen hat es im Hochsommer, wie sich das für einen rechten Sommerroman gehört. Im letzten August auf der Holzbrücke in Luzern, wenn Sie es genau wissen wollen. Sie stand da im Brückengang und betrachtete die alten, bunten Bilder unter den Brückenbogen. Da ich Geschichte studiert habe und mich bei der Erklärung der alten Bilder sehr fachmännisch gebärdete, kam ich sehr rasch mit ihr ins Gespräch. Es ergab sich relativ zwanglos. Ich empfehle allen jungen Männern die Luzerner Holzbrücke. Es ist nächst Verkehrsunfällen (wo man fragt, was denn da eigentlich los sei) und jungen Hunden (deren Klugheit und Wohlerzogenheit man wortreich zu loben hat) der beste Anknüpfungspunkt, den ich kenne. Freilich muß man vorher etwas Geschichte studieren, damit man über die Brückenbilder wenigstens ein paar Sätze sagen kann.

Doch ich vergesse über den praktischen Winken das Fräulein Veronika. Wie sie aussah, brauche ich Ihnen nicht zu beschreiben, das lesen Sie demnächst im Roman. Wir gingen zusammen spazieren bis zur Dietschibergbahn, wir trafen uns an den nächsten Tagen noch öfters, wir waren zusammen auf dem Gütsch, dem Rigi, dem Bürgenstock, an Regenabenden im Kino (und also sehr oft im Kino, denn wir waren nicht umsonst in Luzern) — und so hat man sich eben etwas kennengelernt. Dabei hat sie mir dann von sich erzählt. Daß sie Schauspielerin war, hatte ich selbst schon am ersten Abend mit detektivischem Scharfsinn herausgefunden — ich bin schließlich Kriminalschriftsteller. Aber alles andere hat sie mir berichtet, vor allem die Geschichte, die dann das Kernstück meines Romans geworden ist: Sie werden ja sehen. Also eine «wahre Geschichte», und Veronika — nett wie sie ist — hat mir gleich damals erlaubt, einen Roman daraus zu machen.

So ganz wohl war mir freilich bei der Sache nicht. Eigentlich habe ich nämlich eine Abneigung gegen «wahre Geschichten». Man soll die Leute nicht in Romanen vorkommen lassen, es kann leicht schief gehen. Richtige Katastrophen können daraus entstehen, und ich selbst habe als kleiner Junge eine solche erlebt. Ich will es Ihnen erzählen. Ein Onkel von mir ist Pfarrer in einem kleinen Dorf. Neben seiner hauptamtlichen seelsorgerischen Tätigkeit schreibt er Bücher, anspruchslose, freundliche Erzählungen, die früher viel gelesen und sogar gekauft wurden. In seinen Büchern nun ließ er seine Bauern vorkommen, manchmal etwas versteckt, manchmal auch sehr deutlich. Nicht, daß er sich über sie lustig gemacht hätte, nein, die Leute in seinen Büchern waren alle sympathische, grundanständige Kerle, vielleicht oft netter, als sie in Wirklichkeit waren. Doch die Bauern beobachteten mit wachsendem Mißmut, daß sie immer intensiver in die Literatur eingingen. Mein schriftstellernder Onkel Pfarrer stand anfangs sehr gut mit seiner kleinen Dorfgemeinde. Mit jedem neuen Buch aber wurde das Verhältnis gespannter, die Stimmung gereizter. Schließlich kam es zur offenen Revolution. Eines Abends zogen die Bauern aufgeregt brüllend vors Pfarrhaus, Fäuste schwangen drohend durch die Luft, Sprechchöre zerschnitten den stillen Abend, und als sich mein Onkel zu Tode erschrocken am Fenster zeigte, empfing ihn der vielstimmige Ruf: «Mer wännt nit id Büecher! Mer wännt nit id Büecher!» Mein Onkel legte erschüttert einen feierlichen Eid ab, kein Buch mehr zu schreiben, der Friede war rasch wiederhergestellt und er wurde am selben Abend noch ausgiebig gefeiert und fleißig begossen. Trotzdem versteht man daraus vielleicht meine Abneigung gegen «wahre Geschichten».

Aber diesmal bin ich meinem Prinzip doch untreu geworden. Denn Fräulein Veronikas Geschichte war für einen Schriftsteller gar zu verlockend. Und außerdem hat Veronika das Manuskript selbst gelesen und sie hatte nichts dagegen, daß ich es der ZI gab. Sie liest jetzt sogar jede Woche die Fortsetzungen mit, denn sie ist auf die ZI abonniert und kann sie ja nicht aus lauter Bescheidenheit abbestellen, solange sie selbst dort als Fortsetzungsroman «läuft». Uebrigens hat sie sich voriges Jahr am Vierwaldstättersee noch verlobt. Nicht mit mir — nebenbei gesagt. Ganz so dumm ist sie eben doch nicht. Aber ihr Verlobter will, daß sie heiraten, bevor die erste Fortsetzung des Romans in der ZI erscheint. Weil er nämlich Angst hat, daß sie dann zuviel schriftliche Heiratsanträge bekommt. On verra . . .